

Binationale Beziehungen und die möglichen Probleme für deren Nachkommen

Ghazaleh Karasek-Djananpour

Zusammenfassung

Im deutschsprachigen Raum gelten binationale Partnerschaften eher als vernachlässigtes Forschungsthema. Binationale Ehen sind nicht erst ein Phänomen der modernen Gesellschaft, sondern seit Jahrhunderten in allen Bevölkerungsschichten und nahezu allen Ländern anzutreffen. Auch wenn mittlerweile Begriffe mit negativer Konnotation wie „Mischehe“ weitestgehend durch moderne, neutralere Begriffe wie „binationale“ oder „bikulturelle“ Partnerschaften abgelöst wurden, lassen sich nach wie vor Hinweise darauf finden, dass binationale Ehen immer noch als „Problemehen“ eingestuft werden (Scheibler, 2000). Dementsprechend sind die Entwicklungsprobleme der Nachkommen aus binationalen Partnerschaften.

Diese Arbeit soll in ihren Kapiteln veranschaulichen, was binationale Partnerschaften beinhalten, welchen Problemen sie von außen und innen ausgesetzt sind, und daraus resultierenden Konfliktsituationen bei Nachkommen dieser Partnerschaften, wie z. B. Identitätssuche und das Leben in zwei Heimatländern. Anschließend werden die Schwierigkeiten und Chancen bei der transkulturellen Beratung dargestellt.

Abstract

Binational partnerships are considered a neglected research subject in the German-speaking world. Binational marriages are not a phenomenon of modern society. On the contrary, they can be traced back through centuries, through all social classes and almost every country. Although terms with negatives connotations such as "mixed marriages" have been largely replaced by more modern, neutral terms such as "binational" or "bicultural" partnerships, evidence shows that binational marriages are viewed as problematic. This explains the problems the offspring of such relationships are confronted with.

The chapters of this study discuss the problems binational partnerships are confronted with internally and externally, and the resulting conflicting situations for the offspring of these partnerships, e.g. the search for identity as well life in two homelands. Difficulties and opportunities in transcultural counseling are discussed in closing.

1. Einleitung

Durch die Erörterung typischer Konfliktbereiche wird verdeutlicht, dass binationale im Vergleich zu anderen Partnerschaften erhöhte Anforderungen zum Aufbau und zur Aufrechterhaltung ihrer Funktionstüchtigkeit zu bewältigen haben. Bei Abkömmlingen aus diesen Partnerschaften können nicht nur Verhaltensauffälligkeiten wie bei Kindern in konflikthaften Partnerschaften auftreten, sondern sie sind darüber hinaus zwischen zwei Welten, Kulturen, hin und her gerissen. Die daraus entstehenden Identitätsprobleme treten nicht nur im familiären Umfeld auf, sondern auch als Diskriminierungsängste, Minderwertigkeitsgefühle und Gefühle des „Fremdseins“ im gesellschaftlichen Umfeld. Die Person ist bei der Herstellung von Identität über sich selbst auf die von der Außenwelt vorgenommenen Verortungen angewiesen (Frey & Hausser, 1987, Zitat nach Battaglia, 1995). Innenperspektivische Identität wird allmählich als Resultat der verschiedenen sozialen Erfahrungen entwickelt (Herberlin & Niklaus, 1978, Zitat nach Battaglia, 1995) und „alles was eine Person besitzt oder woran sie teilhat kann ein Identitätsfaktor werden“ (De Levita 1971, Zitat nach Battaglia, 1995). Diese Konfliktkonstellationen sind durch das Leben in zwei Kulturen zu beobachten, die auch bei Migrantenkindern in einer ähnlichen Weise stattfindet!

Diese Kinder haben nicht nur im philosophischen Sinn zwei Heimatländer, sondern sie leben in zwei Heimatländern. Und kommen in eine Kultur, in der die ritualisierten Beziehungsvorgänge eine vollkommen andere Bedeutung hatte als in der Herkunftskultur.

Bei der Beratung von bikulturellen Familien müssen unterschiedliche Fremdheitserfahrungen und kulturelle Befangenheiten sowohl durch die Familie als auch durch die Berater differenziert wahrgenommen und berücksichtigt werden. Das bedeutet für den Berater auch immer, die Kulturbefangenheit seiner psychologischen Konzeptionen, seiner Arbeitsmaterialien zu überprüfen, z. B. inwieweit die darin verankerten kulturellen Werte und Normen (z. B. Offenheit, Kommunikationsstil), Therapieziele (z. B. Autonomie des Einzelnen) usw. übertragbar sind. Dennoch sollten Kulturunterschiede auch herausgearbeitet und für die Konfliktbewältigung genutzt werden (Scheibler, P., 2000).

2. Binationale Partnerschaft

Hinter dem Begriff Binationale Partnerschaft verbergen sich zahlreiche unterschiedliche Konstellationen, die sich nach der Zusammensetzung der Nationalitäten, ethnischer, Schicht-, bildungsspezifischer und religiöser Zugehörigkeit, sowie der Aufenthaltsdauer und dem Grad der Eingliederung ausländischer Partner in „einem Land“ zum Zeitpunkt des Kennenlernens bzw. der Eheschließung und ähnlichen Faktoren unterscheiden.

Die geringen Stichproben und Mangel an theoriegeleiteten Ansätzen lassen keine allgemein gültigen Schlüsse zu!

Seit Mitte der 80er Jahre nehmen die Forschungsarbeiten zum Thema „binationale Ehen“ im deutschsprachigen Raum kontinuierlich, wenn auch im Vergleich zu anderen familiensoziologischen Themen nach wie vor in geringem Umfang, zu. Es ist daher zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht möglich, für dieses Thema tragfähige empirische Ergebnisse vorzustellen. Unabhängig davon, ob die Partner aus geographischen entfernteren Kulturkreisen oder Nachbarländern des gleichen Kulturkreises stammen, ist z. B. davon auszugehen, dass alle – wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung:

- vor der Aufgabe stehen, eine gemeinsame Lebenswelt zu entwerfen, die unterschiedliche kulturelle Lebens- und Partnerschaftsentwürfe vereint und für die es in unserer Gesellschaft bisher wenig Leit- und Vorbilder gibt. Es bedarf verschiedener Anstrengungen, damit die Vereinigung unterschiedlicher Leitbilder nicht zu gemeinsamen „Leidbildern“ werden (Wahl, 1997, Zitat aus Scheibler, P., 2000).
- kulturelle Anpassungsprozesse durchleben, für die ein großes Maß an interkultureller Sensibilität erforderlich ist und – vielfach unbewusst – Anpassungsmuster wählen, die partnerschaftliche Interaktionsmuster, Kommunikationsstrukturen, Konfliktregelungen und die Ausgestaltung der geschlechtsspezifischen Rollen nachhaltig prägen. Diese Anpassungsmuster können Handlungspotentiale des binationalen Paares sowohl aktivieren und erweitern als auch einschränken.
- in unterschiedlichen Phasen ihrer Beziehung externen Stressfaktoren ausgesetzt sind, z. B. mit Restriktionen von Seiten der Herkunftsfamilien, Diskriminierungserfahrungen im gesellschaftlichen Umfeld (Scheibler, P. M., 1992) und mangelnder rechtlicher Gleichstellung konfrontiert werden, die sich unter anderem in der Voreingenommenheit der Bürokratie gegen binationale Eheschließungen ausdrückt (Inci, 1985, Zitat aus Scheibler, P. M., 1992).

2.1. Binationale Partnerschaften im Spannungsfeld kultureller und gesellschaftlicher Determinanten

Als Determinanten binationaler Partnerschaften sollen hier zwei zentrale Faktoren unterschieden werden, die als Bedingungsfaktoren die Ausgestaltung binationaler Partnerschaften maßgeblich beeinflussen:

Der Grad der kulturellen Distanz

Ausgehend vom Konzept der Kulturstandards nach Thomas (1996, Zitat aus Scheibler, P., 2000) variieren Kulturen im Hinblick auf die emotionale Gestaltung und Strukturierung enger Beziehungen sowie hinsichtlich der Abgrenzung gegenüber Verwandten und Nicht-Verwandten. In modernen Gesellschaften gibt die Familie wirtschaftliche, religiöse, politische und erzieherische Aufgaben an größere und differenziertere gesellschaftliche und staatliche Institutionen ab. Partnerschaft und Ehe wird in diesem Zusammenhang nicht mehr als eine Verbindung zweier Familien angesehen, sondern als eine Verbindung zweier Individuen, die sich lieben (Luhmann, 1982, Zitat aus Scheibler, P., 2000).

Auch die Einstellung zu „Intimität“ und „Privatheit“ als Merkmale enger Beziehungen gibt Hinweise auf kulturspezifische Unterschiede, die in binationalen Partnerschaften aufeinandertreffen können. Kulturvergleichende Studien verdeutlichen z. B., dass Griechen im Vergleich zu Amerikanern mehr Verhaltensweisen als intim bewerten (vgl. Triandis, Vassiliou & Nassiakou, 1968, Zitat aus Scheibler, P., 2000) und in Gesellschaften mit starker Geschlechtsrollendifferenzierung die Ehe nicht zwangsläufig mit einer engen Beziehung, die sich durch einen hohen Grad an Intimität auszeichnet, gleichgesetzt wird (Arenson, 1979, Zitat aus Scheibler, P., 2000). Kulturelle Unterschiede sind auch für den Umgang mit Konflikten vorauszusetzen. In Japan z. B. existieren signifikant mehr Regeln für die Vermeidung von Konflikten, Einhaltung von Gehorsam und Erhaltung interpersonaler Regeln, die zur Aufrechterhaltung traditioneller Werte dienen und zur Gestaltung harmonischer Beziehungen eingesetzt werden als in Europa (Argyle, Henderson, Bond & Jizuka, 1986, Zitat aus Scheibler, P., 2000). Das Gefühl von Geborgenheit und die Reduktion von Unsicherheit wird in kollektivistischen Gesellschaften eher in der sozialen Gruppe gesucht, während diese Funktion in individualistisch ausgerichteten Gesellschaften dem Intimpartner zugeschrieben wird. Dies waren nur einige Beispiele dafür, wie kulturelle Faktoren durch das Zusammentreffen unterschiedlicher kultureller Herkünfte der Partner wirksam werden können.

Das Wissen um kulturelle Unterschiede und deren Bedeutung ist allerdings ein wichtiger Faktor im Prozess des interkulturellen Verstehens, sofern es zu einem konstruktiven Prozess der Auseinandersetzung führt und nicht einer vorschnellen Urteilsbildung Vorschub leistet.

Grad gesellschaftlicher Integration und sozialer Akzeptanz

Neben kulturellen Unterschieden üben auch gesellschaftspolitische Bedingungen einen entscheidenden Einfluss auf die Lebenswelt binationaler Partnerschaften aus. Alle Aspekte, die den Grad der Akzeptanz und Wertschätzung binationaler Paare und ausländischer Mitbürger in der Gesellschaft kennzeichnen. Auch die Faktoren, die einer gleichberechtigten Lebensweise im Gastland entgegenstehen und zusätzlich zu allen anderen Anpassungsleistungen bewältigt werden müssen.

Forschungsergebnisse und Erfahrungen aus der Beratungsarbeit mit binationalen Paaren weisen darauf hin, dass das Eingehen einer binationalen Partnerschaft für viele der betreffenden Paare und ihre Kinder eine Konfrontation mit Vorurteilen und Diskriminierung im sozialen Umfeld zur Folge hat (Inci, 1985; Scheibler, 1992, Zitat aus Scheibler, P., 2000). Das Ausmaß und der Grad sozialer Vorurteile wurde bisher nicht empirisch fundiert untersucht, allerdings gibt es Hinweise auf nationalitäten-spezifische Präferenzen in BRD und Österreich, die den Eindruck entstehen lassen, dass es in der öffentlichen Einstellung über Ausländer eine Wertehierarchie gibt. Dies belegt z. B. eine Studie von Merten (1986, Zitat aus Scheibler, P., 2000), in der Angehörige ehemaliger Anwerbeländer tendenziell negativer eingeschätzt wurden als die Mitbürger aus westeuropäischen Ländern. Ähnliches gilt für das Sozialprestige von Fremdsprachen und die gesellschaftliche Anerkennung und Unterstützung von Zweisprachigkeit bei Migranten und deren Nachkommen.

Eine Handlungsebene, die bisher in der Forschung vernachlässigt wurde, betrifft die Determinanten für kognitive Assimilationsprozesse in binationalen Partnerschaften, zu denen neben dem Spracherwerb auch der Erwerb von Verhaltenssicherheiten in interkulturellen Anpassungsprozessen zu zählen ist.

Die Bewältigung interkultureller Anpassungsprozesse als besondere Aufgabe binationaler Partnerschaften

Das Aufeinandertreffen zweier Partner wird als dramatischer Vorgang verstanden, bei dem zwei „Fremde“ sich neu definieren müssen. „Fremd“ bedeutet in diesem Sinne, dass jeder Partner über einen eigenen biographisch angehäuften Erfahrungsschatz verfügt, der jedoch in ähnlicher Weise strukturiert vorliegt, wenn die Partner im gleichen Herkunftsland aufgewachsen sind. Partner aus binationalen Verbindungen verfügen dagegen über unterschiedliche Kulturstandards, d. h. unterschiedliche Arten des Wahrnehmens, Denkens, Wertens, Handelns, die von der Mehrzahl der Mitglieder einer bestimmten Kultur für sich persönlich und andere als selbstverständlich und verbindlich erachtet werden und als Grundlage zur Beurteilung und Regulierung von eigenem und fremden Verhalten dienen (Krewer, 1996; Thomas, 1996, Zitat aus Scheibler, P., 2000).

Mit Beginn des Kennenlernens und der Paarbildung beginnt eine einschneidende Veränderung im Leben beider Partner, die hinsichtlich der Einzelbiographie einen Prozess auslöst, der Abänderungen ihrer Wirklichkeits- und Eigendefinition erfordert. Für Partner aus binationalen Verbindungen kann davon ausgegangen werden, dass Verhaltensorientierungen fehlen, die den „wirklichkeitsschaffenden“ Prozess erleichtern und als Anhaltspunkt dafür gelten können, wie zwei verschiedene „Weltverständnisse“ miteinander in Einklang zu bringen sind. Hieraus können für beide Partner erhöhte Anforderungen an das gegenseitige Verständnis für die „Andersartigkeit“ des Partners und Anpassungsfähigkeit resultieren. Es ist davon auszugehen, dass

dieser Prozess in binationalen Partnerschaften in sehr viel komplexerer Weise verläuft und nur langfristig zu bewältigen ist, da Verhaltensweisen, Einstellungen, Präferenzen des Partners, u. ä. zunächst nicht unmittelbar verständlich und sinnvoll erscheinen und aus dem jeweiligen kulturell geprägten Wissensrepertoire der Partner u. U. nicht verstehbar und daher schwer einzuordnen sind.

2.2. Bedingungsfaktoren kultureller Anpassungsprozesse

In der Anfangsphase der binationalen Partnerschaft werden Unterschiede und Gemeinsamkeiten als Merkmale der Attraktion wahrgenommen und es besteht eine große Offenheit gegenüber Neuem und Unvertrautem. In dieser Phase wird die Andersartigkeit des Partners vielfach als besonderer Reiz erlebt. Kulturelle Unterschiede in Werthaltung und Verhaltensmustern zwischen Partnern unterschiedlicher nationaler Herkunft stellen sich meist erst während des Zusammenlebens in ihrem ganzen Ausmaß heraus. Zur Bewältigung des Anpassungsprozesses sind verschiedene individuelle Faktoren von Bedeutung, die nach Krappmann (1973, Zitat aus Scheibler, P., 2000) unter dem Begriff „Ich-Identität“ zusammengefasst werden können. Die Interpretation und Reflexion von Rollenerwartungen sowie das Ertragen von Widersprüchlichkeiten und Frustration spielen eine große Rolle. Neben kommunikativen Kompetenzen spielt der Grad der sozialen Unterstützung durch soziale und verwandtschaftliche Netzwerke eine entscheidende Rolle.

Nicht nur die Konfrontation mit neuen Kommunikations- und Interaktionsstrukturen innerhalb der Partnerschaft, die notwendigerweise zum Aufbau und zur Festigung der Partnerschaft notwendige Voraussetzung sind, müssen erfolgreich bewältigt werden, sondern auch externe Hemmschwellen wie Probleme bei der Arbeitsbewilligung und Aufenthaltsgenehmigung. In dieser Phase besteht die Gefahr, dass sich die Partner unter dem Druck externer Stressfaktoren aus sozialen Netzwerken zurückziehen, anstatt sie als Ressource zu nutzen. Dies ist insbesondere dann zu beobachten, wenn die Partnerschaften schon von Beginn an unter einem starken Erfolgsdruck steht. Eine häufige Reaktion besteht in einer Überkompensation, d. h. einer systematischen Konfliktabwehr und -vermeidung. Durch einen Rückzug aus sozialen und verwandtschaftlichen Netzwerken verlieren beide Partner wichtige Ressourcen, parallel dazu erfährt der ausländische Partner eine starke Abhängigkeit vom Partner, welcher seinerseits mit erhöhten Anforderungen und Erwartungen konfrontiert wird. Langfristig besteht die Gefahr, dass die Bereitschaft zur Kommunikation zwischen den Partnern abnimmt und Probleme vorschnell als kulturelle Probleme eingestuft und deklariert werden, was zu einer Verdeckung und Nichtbeachtung tatsächlicher Probleme führen kann.

2.3. Eine Systematik kulturelle Anpassungsstrategien in binationalen Partnerschaften

Die Analyse von Anpassungsstrategien in binationalen Partnerschaften gibt Aufschluss über die kulturelle Spannweite partnerschaftlicher Interaktion, die durch Rollenverteilungen, Problemlösungsverhalten und Konfliktregulation bestimmt werden. McDermott und Fukunaga (1977, Zitat aus Scheibler, P., 2000) unterschieden aufgrund einer Analyse familiärer Interaktionsmuster zwischen „destruktiven“ und „konstruktiven“ Lösungsstrategien, die allerdings auf die Analyse familiärer Führungsstrategien und deren Auswirkung auf emotionale Probleme der Kinder beschränkt ist.

2.4. Konfliktbereiche in binationalen Partnerschaften

Die zentrale Frage, die bei der Erforschung binationaler Lebenswelten immer wieder verfolgt wurde, ist die Frage nach den Ursachen für die Partnerschaftskonflikte. Ausgehend von der Annahme, dass binationale Paare aufgrund ihrer unterschiedlichen kulturellen Herkunft mit unüberbrückbaren Problemen konfrontiert werden und daher als konfliktbehafteter und instabiler als z. B. deutsch-deutsche Partnerschaften anzusehen sind. Diese Ausgangshypothese gilt empirisch als nicht belegt, denn es wurden bisher keine repräsentativen und vor allem vergleichenden Untersuchungen zwischen binationalen Paaren und Paaren der gleichen kulturellen Herkunft zu den Ursachen von Konflikten und deren Bewältigungsstrategien durchgeführt.

Für zukünftige Forschungsansätze ist zu berücksichtigen, dass in jeder Partnerschaft – unabhängig davon, ob die Partner aus unterschiedlichen oder gleichen Herkunftsländern kommen – sowohl zu Beginn als auch im weiteren Verlauf der Partnerschaft Anpassungsprozesse von beiden Partnern zu bewältigen sind, da in jeder Partnerschaft neben allen Gemeinsamkeiten auch zahlreiche Unterschiede, die sich in individuellen Präferenzen und Wertmaßstäben, unterschiedlichen Familientraditionen, sozialen Verhaltensmustern u. v. m. ausdrücken können, aufeinandertreffen.

Allerdings kann davon ausgegangen werden, dass in binationalen Partnerschaften kulturelle Unterschiede in Abhängigkeit von der kulturellen Distanz partnerschaftliche Anpassungsprozesse erschweren können, insbesondere wenn sprachliche Barrieren den partnerschaftlichen Dialog erschweren. Kulturstandards einschließlich ihrer handlungsregulierenden Funktionen und Wirkungen werden nach erfolgreicher Sozialisation innerhalb der eigenen Kultur unbewusst gelebt und meistens erst im Kontakt mit fremdkulturell sozialisierten Partnern bemerkt, häufig in Form von kritischen Interaktionserfahrungen (Thomas, 1996, Zitat aus Scheibler, P., 2000).

In Phasen der Veränderung wie partnerschaftlichen bzw. familienzyklischen Übergangsprozessen benötigen die Partner ihre kulturelle Identität in besonderer Weise, da diese über gelernte Wert- und Verhaltensmuster, Rituale u. ä. als Orientierungsrahmen Sicherheit vermittelt. Partner-

schaftskonflikte bei Paaren, deren Verbindung durch eine unausgewogene Sicht kultureller Unterschiede gekennzeichnet ist, treten nach Falicov (1986, Zitat aus Scheibler P., 2000) besonders:

- a) zu Beginn der Partnerschaft auf, wenn es darum geht, einen „kulturellen Code“ zu entwickeln.
- b) In Hinblick auf den Einfluss und die Bedeutung der Herkunftsfamilien.

Zahlreiche Forschungsergebnisse unterstreichen den Einfluss und die Bedeutung der Herkunftsfamilien im Hinblick auf die Gestaltung der Partnerschaft und des Wohlbefindens der Familie (Faulkner & Kich, 1983; Kaiser, 1993, 1996, Zitat aus Scheibler, P. M., 1992). Auch wenn in unserer heutigen Gesellschaft das Prinzip der freien und selbstbestimmten Partnerwahl Gültigkeit hat und Eltern ihren Einfluss auf die Partnerwahl weitgehend verloren haben, so ist doch das Einverständnis der Eltern und anderer familiärer Bezugspersonen nach wie vor von entscheidender Bedeutung für das Paar geblieben (Boszormenyi-Nagy & Spark, 1973; Kaiser, 1989, 1993, Zitat aus Scheibler, P., 2000).

- c) In Phasen der Partnerschaft, in denen das Paar stressreiche Ereignisse und Lebenssituationen bewältigen muss.

Und diese Fragen und Konfliktsituationen bleiben nicht nur im Bereich der Partnerschaft, sondern sie sind die Ursachen der meisten Verhaltens- und damit verbundenen Alltagsproblemen der Kinder dieser Partnerschaften.

3. Konfliktkonstellationen bei Abkömmlingen aus binationalen Partnerschaften

Eine binationale Abstammung kann auch jenseits aller vermeintlichen Multikulturalität eine identitätsbildende Rolle spielen: Ebenso wie ein „ausländisches“ Aussehen führt ein ausländischer Name zu einer spezifischen Art biographischer Alltagskommunikation, in der vom Gegenüber bestimmte Erwartungen geäußert, Zuordnungen getroffen und besondere Normen etabliert werden. Solche Kommunikation muss interaktiv gemanagt und als Erfahrungen intrapsychisch verarbeitet werden. In diesem Absatz wird für spezifische interaktive Erfahrungen, die Menschen mit einem ausländischen Elternteil im deutschsprachigen Raum machen, ein Beschreibungsinstrumentarium vorgestellt und an einigen Beispielen aus Interviews gezeigt, dass „Fremdheit“ und „Anderssein“ unpassende Konstruktionen mit identitätstheoretisch bedeutsamen Qualitäten sein können. Es geht dabei jedoch nicht um die Analyse von Verhaltensweisen der mononationalen Mehrheit, sondern um die Perspektive von Menschen binationaler Abstammung.

Ein „ausländisches“ Aussehen und ein „ausländisch“ klingender oder sich schreibender Name sind Merkmale durch die eine z. T. ausländische Abstammung sich im Alltag äußert, das heißt im sozialen Kontakt für andere bemerkbar ist. Menschen mit einem oder beiden dieser Merkmale machen in ihrem Leben zahlreiche Salienz-Erfahrung-

gen (Salienz: Auffälligkeit der ausländischen Abstammung durch Name und/oder Aussehen), die auf konkrete fremd-initiierte Salienz-Interaktionen zurückgehen. Sie werden angesehen, angesprochen, (aus-)gefragt, kategorisiert u.v.m. (Battaglia, S., 1995). Solche Interaktionen beginnen mit der Aufforderung, das saliente Merkmal zu erkennen.

3.1. Identitätsinteraktionen

Die Fortführung von Salienzinteraktionen kann man daher Identitätsinteraktionen nennen. Aus der Perspektive von Betroffenen handelt es sich um Identitätserfahrungen, denn die zentralen Identitätsfragen: „Wer bin ich?“ und „Wohin gehöre ich?“ sind nicht allein vom Individuum zu beantworten, Identität zu haben heißt nicht nur: sich zu erkennen, sondern auch erkannt und anerkannt zu werden – oder, wie es Erik H. Eriksson (Zitat aus Battaglia, S., 1995) ausdrückt, „ein definiertes Ich in einer sozialen Realität darzustellen“.

In einem sozialen System wird Identität dem Individuum von außen zugeschrieben. Die Person ist bei der Herstellung von Identität über sich selbst auf die von der Außenwelt vorgenommenen Verortungen angewiesen (Frey & Hausser, 1987, Zitat aus Battaglia, S., 1995). Innenperspektivische Identität wird allmählich als Resultat der verschiedenen sozialen Erfahrungen entwickelt und alles, was eine Person besitzt oder woran sie teil hat, kann ein Identitätsfaktor werden (deLevita 71, S. 211, Zitat aus Battaglia, S., 1995). Nach Katz & Braly (1933, S. 280, Zitat aus Muhs, A. & Lieberz, K., 1993) sind Einstellungen gegenüber rassistischen und nationalen Gruppen zum großen Teil Einstellungen gegenüber Namen. Sie berichten von Konditionierungen verschiedener Aversionsgrade gegenüber rassistischen Etiketten. Wo diese Labels auf Individuen angewandt werden können, wird den Betroffenen nicht als menschlichen Wesen, sondern als Personifizierungen des (verachteten) Symbols begegnet. Somit sind sie von der Außenwelt vorgegebenen Vorurteilen ausgeliefert.

Bei einer binationalen Abstammung beginnt dieser Prozess schon bei der Bekanntgabe des Namens, da meistens nach anfänglichem Kennenlernen die Gespräche einer biographische Kommunikation ähneln. Aus der Perspektive der Betroffenen handelt es sich bei solchen Begegnungen um eine Identitätserfahrung (Battaglia, S., 1995). Bei herkömmlichen Kennenlernsituationen sind die gängigsten Fragen z. B. nach dem Beruf und Familienstand, bei Menschen binationaler Abstammung aber wird dagegen zuerst nach der Herkunft gefragt. Die Identität wird nicht durch den üblichen Definitionsraum erfragt. Es geht nicht um die berufliche oder familiäre Identität, sondern um nationale und kulturelle.

3.2. Indikatoren des Andersseins

Für Menschen mit einem ausländischen Elternteil, die im Inland aufgewachsen sind, ist die Frage nach ihrer Herkunft daher eine Frage, von der sie auch meistens wissen, dass es darin nicht wirklich um sie geht. Diese Menschen kommen „ursprünglich“ woanders her, sie sind im Inland nicht zuhause. Die Fragen „Wo kommst Du her?“ oder „Woher kommen Sie?“ zielen meistens nur scheinbar auf die Herkunft der oder des Befragten im Sinn von „irgendwoher kommen“ bzw. „geboren oder aufgewachsen sein“. Das zeigt sich daran, dass z. B. der nachfolgende Dialog nicht zu Ende ist, wenn die Frage korrekt beantwortet worden ist:

„Woher kommst Du?“ – „Aus Wien.“
 „Nein, ich meine ursprünglich?“ – „Ich bin in Wien geboren.“
 „Aber Deine Eltern?“ – „Meine Mutter kommt auch aus Wien.“
 „Aber Dein Vater?“ – „Mein Vater ist Italiener.“
 „Aha...“

Die Wörter „Herkunft“ und „Abstammung“ werden synonym verwendet, und die beiden Lesarten des Wortes „Herkunft“: (1) jemand kommt irgendwo her und (2) er/sie stammt von jemanden ab, sind im Gesprächszusammenhang konfundiert. Entsprechend verzerrt ist die Wahrnehmung. Erst müssen sie ihren Namen und/oder ihr Äußeres erklären, d. h. ein an ihnen wahrgenommenes „Anderssein“. Dann sind sie durch bestimmte Mythen über Menschen ausländischer Abstammung, Erwartungen und regelrecht Forderungen nach kulturellem Anderssein ausgesetzt und müssen sich auch in diesem Zusammenhang wieder erklären bzw. rechtfertigen – sofern sie nicht dem Bild vom Anderssein entsprechen.

3.3. Interaktive Konstruktion von Fremdsein

Das Gefühl der Fremdheit wird von fast allen Abkömmlingen binationaler Partnerschaften erlebt, begleitet von Verletzungs- und Diskriminierungsängsten. Auch vom Gefühl des Anderssein und der Minderwertigkeit wird berichtet (Muhs, A. & Lieberz, K., 1993):

- Sie fühlten sich zu keiner der Kulturen der Eltern völlig zugehörig.
- Meist waren sie hin und her gerissen. Es traten Gefühle der Leere auf, aber nach außen wurde Lebensfreude demonstriert, zum Teil als Ersatz für echte Zugehörigkeit und Anerkennung.
- Manche litten auch unter ihrem fremdartigen Aussehen oder ihrer fremdartigen Herkunft und andere überspielten diese Konflikte durch zur Schau gestellte Gefasstheit und Distanziertheit, um Enttäuschungen zu vermeiden.
- Zum Teil spielte auch narzisstische Verarbeitung der Körperlichkeit eine Rolle.
- Reaktiv aggressive und passiv aggressive Reaktionsbereitschaften wurden oft im Leistungsbereich kanalisiert.

Die beschriebenen Persönlichkeitsstrukturanteile resultierten aus widersprüchlichen Delegationen der Eltern.

- a) Die betroffenen sollten nicht eine Zuordnung zu einem der kulturellen Hintergründe anstreben, sondern die Kluft überwinden und zwischen beiden elterlichen Welten einen lebenswerten Kompromiss bilden.
- b) Trotz der von den Eltern erlebten Diskriminierung sollten die Kinder Repräsentanten des Erfolgs und des Stolzes der Familie werden. Aus der Position des Erfolgsrepräsentanten erwachsen jedoch durch Überforderung Erfolgsängste und Minderwertigkeitsgefühle.
- c) Die Kinder drohten oft zum Symbol der elterlichen Disharmonie und zum Symbol der Unzufriedenheit des angeheirateten Elternteils zu werden, der sich in diesem Kulturfeld angesiedelt hatte. So war die Elternnähe meist geprägt von einer angespannten Atmosphäre.
- d) Die Auseinandersetzung über ethnokulturelle Wertunterschiede zwischen der mütterlichen und der väterlichen Welt wurde oft durch eine Sprachbarriere in der Familie verstärkt. Dabei war für die Trennung in erster Linie die ethnische Distanz der Elternteile ausschlaggebend, weniger ein vorhandenes Bildungsgefälle.

4. Leben in zwei Heimatländern

Die Migration ist eine Zäsur und auch oft ein Kulturschock im Leben der migrierten Familien, der die Familienmitglieder in einen psychischen Notstand versetzt. Dies verlangt eine nachträgliche Regulierung, die nicht immer gelingt. Die Rollenverschiebung innerhalb der Familie verhindert häufig eine adäquate Neuregulierung. Die Frage, die sich stellt, ist, ob diese neue Regulierung und Rollenverteilung mit Berücksichtigung der Herkunftskultur und der neuen Kultur gelingt. Kann die Familie einen intrapsychischen Kompromiss zwischen der neuen und alten Kultur herstellen oder nicht. Dabei spielt die Akkulturation eine zentrale Rolle.

Der typische Prozess des Zuwanderers fängt damit an, dass man statt in eine Gemeinschaft aufgenommen zu werden, auf sich selbst zurückgewiesen wird, statt in der Familie oder den Familienmitgliedern einen ersten Halt zu finden, müssen alle Probleme und Schwierigkeiten individuell angegangen werden. Das Individuum steht im Zentrum aller Aktivitäten, nicht die Gruppe.

Eine Betroffene berichtet (Khalik, F., 2000): In meiner ursprünglichen Kultur ist man mit 18 Jahren nicht einfach erwachsen und muss von nun an nicht allein für sich verantwortlich sein, sondern man bleibt auch weiterhin eingebunden in die Familienstrukturen, in die Beziehungen zu den unmittelbaren Verwandten ebenso. Also ich kam in eine Kultur, in der die ritualisierten Beziehungsvorgänge eine vollkommen andere Bedeutung hatten als in meiner Herkunftskultur. Damit begann für mich der Kulturschock als ein Objektverlust. Hier fehlten mir die Anwesenheit und die Stimmen der Menschen, die ich für meinen Bedarf an Wärme und Sicherheit, für mein Gefühl von Lebendigkeit

benötigte. Die Stille empfand ich wie das Leben in der Kälte eines Kühlschranks. Wenn jemand laut wurde und dies als Störung empfunden und zurückgewiesen wurde, verwirrte mich dies. Diese Art, als Einzelperson in der Gesellschaft existieren zu müssen, führte mich so manches mal am Rande tiefer depressiver Gefühle – nicht im Sinne einer Einschränkung, eher im Sinne des Anstoßens eines Veränderungsprozesses. Später, als Psychotherapeutin, die mit interkulturellen Familien arbeitet, konnte ich meine Empathie aufgrund meiner eigenen Erfahrungen und die Fähigkeit zur „Übersetzung“ der Übergangsgefühle bei der Migration fruchtbar einsetzen.

Eine mögliche Erleichterung der Integration ist einen Weg zurück zu einer Bindung in Gruppenzusammenhängen zu finden. In ihnen kann man die Trauer über den Objektverlust verarbeiten und gewissermaßen eine – wenn auch unvollständige – Wiedergutmachung erfahren.

Da bei den meisten dieser Familien nicht alle Familienmitglieder zugleich migrieren, und die Kinder zuweilen zwischen den verschiedensten Stellen hin- und hergeschoben werden (Eltern, Großeltern, Pflegefamilien im Herkunfts- und Residenzland und Heimen), kommt es bei vielen dieser Kinder bereits in der frühen Kindheit zu multiplen Trennungserlebnissen mit allen negativen Folgen für die weitere Entwicklung (Khalik, F., 2000).

Insgesamt wird durch den Wechsel in eine fremde Kultur die Kinderebene vorzeitig zur Autonomie gedrängt und die Elternebene geschwächt. Die bleibt nicht ohne Bedeutung für die adäquate Entwicklung der Kinder. Jede forcierte Autonomie hinterlässt emotionale Defizite in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Dazu wird oft eine spezifische interkulturelle Psychotherapie notwendig, bei der die Kenntnisse über die jeweilige Kultur eine wichtige Rolle spielen.

Die akkulturativen Räume in dem psychischen Gebäude sind die Werkstätten der Integration. Darin wird das Fremde mit dem Eigenen synthetisiert, und es entsteht eine synthetische Identität oder synthetische Ich-Struktur aus der Herkunftskultur und aus der neuen Kultur. Mario Erdheim stellt 1992 fest (Zitat aus Khalik, F., 2000): Statt Kultur mit dem Bekannten, Vertrauten, schon immer Familiären gleichzusetzen, sollte man sich aufs Fremde beziehen: Kultur ist das, was in der Auseinandersetzung mit dem Fremden entsteht. Sie stellt das Produkt der Veränderung des Eigenen durch die Aufnahme des Fremden dar.

Gelingt die Akkulturation z. B. durch das Erlernen der deutschen Sprache und der Übernahme der politischen Kultur, dann erreicht die interkulturelle Familie eine gute Integration. Dieser Keim einer arealen ethnischen Persönlichkeit wird zuerst den Kindern von Erwachsenen eingepflanzt, deren eigene areale ethnische Persönlichkeit immer noch – und auch weiterhin – dem Kulturkreis entspricht, welchem sie ehemals angehört hatten. Mit anderen Worten: Erwachsene, die psychisch nicht, im arealen Sinne jedoch teilweise, akkulturiert sind und am Aufbau der neuen Kultur mitwirken, ziehen in den Anfängen Kinder groß, die ihnen auch in der psychischen Akkulturation bereits überlegen sind.

Die zweite Hürde, welche die interkulturelle Familie überwinden muss, ist die Anpassung an eine stark individualisierte und schnelle Veränderungen gewohnte Gesellschaft, in der das Individuum im Zentrum der Ereignisse steht. Dagegen stand in der ursprünglichen Kultur die Gruppe im Zentrum des Lebens. Das Schicksal des Individuums und seine Entwicklung ist stark an die Gruppe gebunden. Das Medium Gruppe ist der Boden, in dem das Individuum wächst.

Die Kindliche Allmacht wird nie ganz an die Erziehungspersonen abgegeben, sondern mit ihnen geteilt. Die Erziehung geschieht auch nicht durch Zuwendung oder Entzug von Liebe, sondern sie beginnt sozusagen erst im Verlauf des 3. Lebensjahres, wo die Mutter auch das Kind nicht mehr stillt, sondern es der Fürsorge der aufsteigenden Reihe von Geschwistern, Gespielen und Verwandten überlässt. Das hat zur Folge, dass das Kind sein Allmachtsgefühl nie ganz aufgibt, sondern es auf die Gruppe verteilt. Das Gefühl, geliebt zu werden und mit der Welt fertig zu werden, hängt von der Zugehörigkeit zu der Gruppe ab, die sich während der Kindheit und der Adoleszenz zu verschiedenen Gruppen ausdifferenziert (Parin, 1978, Zitat aus Khalik, F., 2000).

5. Schwierigkeiten und Chancen in der transkulturellen Beratung

Schwierigkeiten bei der Beratung Bikultureller besteht darin, dass wir Psychologen eine hohe kulturelle Sensibilität zu entwickeln haben. Wir müssen auch immer wieder die eigenen kulturellen Grenzen und Befangenheit überprüfen. Interkulturelle Beratung bedeutet, die kulturellen Unterschiede zw. den Partnern weder zu verleugnen noch über zu betonen. Die Unterschiede sollten herausgearbeitet und für die Konfliktbewältigung genutzt werden. Wie ein Kulturvermittler d. h. Psychologen helfen den Partnern, Kompromisse auszuarbeiten bzw. gemeinsame Kulturfelder aufzudecken. Insgesamt muss darauf hingewiesen werden, dass zukünftige Forschungsansätze entgegen der bislang einseitigen Fokussierung auf Problem- und Konfliktbereiche in binationalen Partnerschaften zukünftig stärker auf die Entwicklungspotentiale und vorhandenen Ressourcen zur Bewältigung von Konflikten ausgerichtet werden und damit zur Entwicklung von konstruktiven Ansätzen für die Partnerschafts- und Eheberatung genutzt werden könnten. Im Laufe der Partnerschaft entwickeln die Partner nicht nur Strategien im Umgang mit kulturellen Unterschieden, sondern auch eine Sprache in der sie zum Ausdruck bringen, wie sie kulturelle Eigenheiten des Partners wahrnehmen und einschätzen. Diese Sprache kann durch eine wohlwollend humorvolle Darstellung von Eigenheiten geprägt sein, aber auch negative Gefühle und stereotype Einstellungen dem Partner gegenüber zum Ausdruck bringen. Fehlt bei den Partnern das Verständnis und die Empathie für kulturbedingte Unterschiede in den Orientierungssystemen, kommt es zu Fehlreaktionen und Missverständnissen, die durch die Orientierung am eigenen Orientierungssystem

oftmals gar nicht erkannt und verstanden werden können. Die Veränderung bzw. Erweiterung des eigenen Orientierungssystems in Richtung fremdkulturelles Orientierungssystem ist unumgänglich. Die Bereitstellung psychosozialer Beratungsangebote für binationale Paare kann dazu beitragen, interkulturelle Kompetenzen der Partner zu stärken und den kulturellen Dialog in der Partnerschaft zu fördern.

6. Resümee

Als Abschluss möchte ich meine Gedanken und Gefühle, die bei der Recherche dieser Arbeit entstanden sind, zusammenfassen. Als gebürtige Iranerin, die aus religiösen und politischen Gründen mit neun Jahren mit ihrer Familie ihr Vaterland verlassen musste, bin ich kein Abkömmling einer binationalen Ehe im Sinne meiner Arbeit, sondern ein Immigrant-Kind. Aber die oben genannten Konflikte und Probleme treffen teilweise genauso gut zu. Nur im Fall der Identitätsbildung tat ich mir durch mein starkes Herkunftsbewusstsein deutlich leichter – ich weiß zu welcher Kultur ich gehöre, da beide Elternteile ein und der selben Kultur und Religion angehören und unser Familienzusammenhalt über alle lateralen Grenzen hinweg sehr stark ist. Dennoch weiß ich, dass ich in meinem Geburtsland aus religiösen Gründen nicht mehr leben kann. Dieser Glaube jedoch bildet mir eine stärkere Identität als meine Herkunft und verhilft mir trotz des ausländischen Aussehens, Namens, Kultur und Sprache mich nicht als Fremde zu fühlen. Trotzdem bin ich der Meinung, dass wohl die Ausbildung der Eltern und somit auch die finanzielle und soziale Zugehörigkeit zu einer Schicht eine große Rolle für die Zusammenstellung der Konflikte der Kinder spielen. Obwohl dieses Thema, wie am Anfang meiner Arbeit erwähnt, noch immer als eher vernachlässigtes Forschungsgebiet gilt, bin ich davon überzeugt, dass durch die Entwicklung unserer Gesellschaft diese Thematik in Zukunft an Bedeutung gewinnen wird. Es ist unumgänglich diese Vermischung der Kulturen zu beachten, da sie in Zukunft nicht nur ein Minderheitenproblem („Gastarbeiterproblem“) sein wird, sondern durch die zunehmende Mobilität der Menschheit zu einer globalen Herausforderung wird. Diese Herausforderung ergeht vor allem an uns Psychologen, die eine erhöhte Sensibilität zur interkulturellen Beratung zu entwickeln haben."

Literatur

- BATTAGLIA, S. (1995):* Interaktive Konstruktion von Fremdheit. *Journal für Psychologie*, 3 (3), 16-23.
- KHALIK, F. (2000):* Leben in zwei Heimatländern. In Becker (Hrsg.), *Setting, Rahmen, therapeutische Milieus* (S. 117-126). Frankfurt/Main: Psychosozial Verlag.
- LIEGLE, L. (1979):* Kindheit und Familie im interkulturellen Vergleich. *Neue Sammlung. Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft*, 19 (5), 471-488.
- MUHS, A. & LIEBERZ, K. (1993):* Konfliktkonstellationen bei Abkömmlingen aus binationalen Ehen. In W. Koepp & R. Robner (Hrsg.), *Das Fremde in uns, die Fremden bei uns* (S. 75-84). Heidelberg: Asanger
- SCHEIBLER, P. M. (1992):* Zur Lebenssituation europäischer Paare in Deutschland. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- SCHEIBLER, P. (2000):* Binationale Partnerschaften. In P. Kaiser (Hrsg.), *Partnerschaft und Paartherapie* (S. 157-172). Goettingen: Hogrefe.
- SCHMIDT, L. R., BENZ-THIELE, S., GOEKBAS-BALZER, A., POIDA, E. & WEISHAUPT, I. (1994):* Krankheitskonzepte von Kindern. *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie*, 2 (4), 292-308.
- TUTAR, K. (1996):* Psychologische Beratung bikultureller Paare. *Psychosozial*, 19 (1), 59-69.

Autorin

Ghazaleh Karasek

gebürtige Iranerin, seit über 25 Jahren in Österreich; lebt in einer binationalen Ehe; befindet sich am Ende des Psychologiestudium in Wien; ist in Psychotherapieausbildung mit Schwerpunkt transkultureller Therapie.

